

beziehungsWeise

„Angehörige und gesetzliche Betreuer sind wichtige Fürsprecher unserer Kunden.
Wir arbeiten partnerschaftlich mit ihnen zusammen.“

(aus dem Leitbild der Evangelischen Stiftung Hephata)

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 36
Juli/14



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 36 | Juli 2014



Editorial	01	Namen und Neuigkeiten	18
ABLÖSEN – Zukunft planen – Selbstbestimmt Leben Gedanken zur Herausforderung von Prof. Dr. Erik Weber	02	„Bieten Sie auch ‚betreutes Wohnen‘ an?“ Hans-Willi Pastors und seine Tätigkeit als Fachberater für Wohnprojekte	20
»Christoph geht es gut dabei« Geschichte einer Ablösung	06	„... der Zeitpunkt der Gründung des Fördervereins rückt näher.“ Ein Interview mit Uli Merbecks	21
Familie - als verlässliche Gemeinschaft stärken! Die Familie aus Sicht von Oberkirchenrat Klaus Eberl	08	„Ich habe keinen Menschen“ Ein Geistliches Wort von Cornelia Coenen-Marx	22
KOOPERATION MACHT'S! Sabine Hirte über die Kraft der Kooperation	10	Aktuelle Termine was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen	23
Warum sich die Evangelische Stiftung Hephata bewusst als Unternehmen sieht – ein Statement von Dieter Kalesse	12	Impressionen vom Workshop „Trickfilm“ – ein anderer medialer Ansatz im Euregio-Projekt „Kunst verbind(e)t“	24
Vom Fall zum Kunden Ein Blick auf Rollen von Menschen mit Behinderungen	14	Special Olympic Deutschland Impressionen der Teams bei den Nationalen Spielen in Düsseldorf	RS
Die Liebe der Eltern... Eine Beobachtung von Sonja Zeigerer	16		

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Netze haben in der Bibel, in den Psalmen zumal, einen schlechten Ruf. Sie sind die hinterlistige Waffe der Fallensteller. Sie gelten als Sinnbild der Intrige. Der Verhängnisse, die über einen kommen können. Sie schnüren ein, nehmen Freiheit, verheddern in aussichtsloser Lage.

Das Inter-Net aber hat für eine neue Wahrnehmung gesorgt. Netze verbinden. Knotenpunkte sammeln Informationen und leiten sie weiter. Netzwerke fangen auf und geben Halt. „Netzwerker“ gelten als kommunikativ, erfolgreich, zukunftsorientiert.

Es passiert etwas in der Weltgesellschaft. Und es passiert nicht irgendwo. Es passiert mit uns. Immer weniger leben wir in einem klaren Bezugsrahmen. Mehr und mehr wandelt sich unsere soziale Umwelt zu einem offenen Netzwerk. Früher spielten wir noch „Vater-Mutter-Kind“. Heute ist solch ein kleines, in sich geschlossenes Beziehungsnetz nur noch ein Modell unter vielen. „Patchwork-Familien“ sind normal und manch eine Großmutter sieht ihre Enkel aus der Nachbarstadt seltener als jene aus Rio de Janeiro, die sie täglich über Skype auf ihrem iPad hat. Mit ihrer Orientierungshilfe „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“ nimmt die Ev. Kirche in Deutschland Notiz von diesen Veränderungen. Das ist gut so. Glaube will sich in der *Wirklichkeit* bewähren.

Zwischen Autonomie und Angewiesenheit bewegt sich aber auch das Leben der Menschen, für die wir arbeiten, indem wir ihnen Assistenz leisten. Seit wir den geschlossenen Rahmen der Anstalt hinter uns gelassen haben, sind deren Netzwerke „offen“ – und deshalb durchaus „modern“. Wir begrüßen das, denn für uns bedeutet Inklusion: Teilhabe an den Lebensbedingungen der Moderne. Und zwar in einer Weise, in der das Leben gelingen kann.

Viele der Menschen, für die wir arbeiten, haben Familie. Alle aber haben noch mehr. Da sind jene, mit denen sie unter einer Adresse zusammen leben. Da sind ihre Kollegen auf der Arbeit. Da ist die rechtliche Betreuerin, der Hausarzt, die Nachbarin. Immer öfter gibt es auch schon Chatpartner in den „sozialen Netzwerken“. Und schließlich sind da auch wir. In einer (hoffentlich gut besetzten) *Nebenrolle*.

Für alle Teilhaber am Netzwerk eines Menschen mit Behinderung bedeutet es eine große Herausforderung, zu erkennen, dass zwar alle eine Rolle spielen, aber nur von dem, der die Hauptrolle spielt, die Regie auszugehen hat. Gerade uns Dienstleistern sowie den Angehörigen macht das „richtig Arbeit“: alle stehen auf der Bühne und der vermeintlich Schwächste führt Regie. Wer dies erkennt, beginnt, „systemisch“ zu agieren - wissend, dass, wie bei einem Mobile, das eigene Handeln immer Einfluss hat auf alle andern im Beziehungsnetz.

Mit dem vorliegenden Heft laden wir Sie ein, die Dinge einmal so – und deshalb „beziehungsweise“ zu sehen. Ohne doppelten Boden, wohl aber mit Netz.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen
Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata



Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

Pfarrer
Christian Dopheide



ABLÖSEN – ZUKUNFT PLANEN – SELBSTBESTIMMT LEBEN

Text: Erik Weber Fotos: Udo Leist, Fotolia.com

© ryanking999, karelnoppe - Fotolia



Die Zügel aus der Hand geben

So beschreiben die beiden Autorinnen Angelika Pollmächer und Hanni Holthaus (2013) in ihrem jüngst erschienenen Ratgeber für Angehörige von Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung einen Prozess, der gerne als „Ablösung“ bezeichnet wird. Dieser Begriff scheint sich in der Fachliteratur durchgesetzt zu haben, aber je mehr man über ihn nachdenkt, desto unpassender will er erscheinen: Ablösung beinhaltet auch den Aspekt des Verlierens, und dies scheint auch ein Grund dafür zu sein, dass dieses Thema zwar im Bewusstsein aller Beteiligten ist, oft genug aber erst dann angegangen wird, wenn es (fast) zu spät ist.

Immer wieder kommt es vor, dass hochbetagte Angehörige erst sehr spät diesen Weg des Zügel-aus-der-Hand-Gebens zulassen können oder wollen und dann sind die „Kinder“ bereits selbst lange erwachsene Menschen. Tritt dann eine Notsituation ein (plötzlicher Tod eines Elternteils, gesundheitliche Probleme, etc.), muss eine alternative Hilfe schnell gefunden werden und es bleibt kaum Zeit für Aspekte, die in den folgenden Überlegungen eine Rolle spielen sollen: Zukunft gemeinsam planen und selbstbestimmt leben.

Es kann nur darüber spekuliert werden, warum der Prozess des Ablöses immer wieder eine Herausforderung darstellt. Obschon die Fachwissenschaften Heil- und Sonderpädagogik hierzu eine Menge gedacht und geschrieben haben, entsteht hier und da der Eindruck, als sei dies das Thema, das Fachwissenschaftler/innen und sog. „Betroffene“ am weitesten voneinander entfernt. Vielleicht ist es die intensive emotionale Verflochtenheit zwischen Eltern und einem Angehörigen mit einer sog. geistigen Behinderung, die tief sitzende Furcht, dass die Hilfen, die man jahrelang in der Familie geleistet hat, von anderen, fremden Personen so nicht geleistet werden könnten. Es ist aber darüber hinaus auch anzunehmen, dass Eltern und Angehörigen oftmals auch Informationen fehlen, wie ein Leben in der Zukunft für ihren/ihre Angehörige aussehen könnte.

Damit verbunden ist eine Reihe von Fragen, die sich im Kontext dieser Problemlage stellen: Was ist eigentlich der Wunsch der/des Angehörigen? Wie will er/sie in Zukunft wohnen, leben, arbeiten? Will er/sie das nur im Kontext von etablierten und vorhandenen Hilfen (Wohnheim, Werkstatt) oder gibt es andere, alternative, innovative Ideen?

Wer berät in solchen Lebenslagen? Die Anbieter von Unterstützungsleistungen? Jemand, der keine wirtschaftlichen Interessen als Unternehmer/in im sozialen Dienstleistungssektor hat? Wer könnte das sein?

Wie plant man Zukunft? Wie kann schließlich das umgesetzt werden, was in Artikel 19 des Übereinkommens der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen steht, dass nämlich:

„a) Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt die Möglichkeit haben, ihren Aufenthaltsort zu wählen und zu entscheiden, wo und mit wem sie leben, und nicht verpflichtet sind, in besonderen Wohnformen zu leben; (...).“ (vgl. Art. 19, UN-BRK; siehe Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen 2009).

Angesichts der oben aufgeworfenen Fragen erscheint dies sehr schwer umzusetzen und die Behindertenhilfe selbst ist auch noch nicht vollends vorbereitet, diese immense Aufgabe zu lösen.

Aber der Reihe nach:

„Loslassen heißt nicht nur, Verantwortung abzugeben, es heißt auch, zu akzeptieren, wenn etwas anders läuft als es den eigenen Vorstellungen entspricht“
(Pollmächer; Holthaus 2013, 90).

In dieser Formulierung wird deutlich, um was es geht: Man muss sich an die eigenen Vorstellungen, also an die Vorstellungen der/des Angehörigen, herantasten. Aber wie? Es gibt inzwischen eine Reihe gelungener Anregungen und Materialien zu einer Methode, die als Persönliche Zukunftsplanung bekannt geworden ist (vgl. Doose 2014 und/oder

URL:<http://www.persoeliche-zukunftsplanung.eu/neuigkeiten.html>; Abruf am 02.06.2014). Diese Dinge richten sich zwar immer noch eher an Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung, die verbal-sprachlich kompetent sind und eher leichtere kognitive Beeinträchtigungen haben. Aber auch in Bezug auf die Zukunftsplanung von Menschen mit höheren Unterstützungsbedarfen lassen sich Methoden der Zukunftsplanung anwenden und durchführen. Hier ist es ähnlich wie bei der Individuellen Hilfeplanung: Stellvertretende Annahmen, Einschätzungen und auch Entscheidungen müssen hier von Dritten gemacht werden, dann immer wieder reflektiert sein und bestenfalls unter Hinzunahme eines sog. Unterstützer/innen-Kreises (siehe weiter unten) institutionalisiert werden.



Auf der Homepage des Netzwerkes Persönliche Zukunftsplanung heißt es etwa:

Gedanken zur Herausforderung für Eltern, Angehörige und Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung, das eigene Leben zu planen.

© contrastwerkstatt - Fotolia

© contrastwerkstatt - Fotolia



© kareinoppe - Fotolia



© contrastwerkstatt - Fotolia



© kareinoppe - Fotolia



„*Persönliche Zukunftsplanung beruht auf personenzentriertem Denken und einer wertschätzenden Grundhaltung. Der Mensch steht im Mittelpunkt. Es geht um seine Ziele, Gaben und neue Möglichkeiten. Es geht darum, eine wertgeschätzte Rolle in der Gemeinschaft einzunehmen. Persönliche Zukunftsplanung unterstützt Menschen, über ihre persönliche Zukunft nachzudenken. Dabei geht es darum, eine Vorstellung von einer guten Zukunft zu entwickeln, Ziele zu setzen und diese mit anderen Menschen Schritt für Schritt umzusetzen. Persönliche Zukunftsplanung bietet gutes Handwerkzeug und Methoden, um Veränderungen im Leben zu planen und Unterstützung bei diesen Veränderungen zu organisieren.*“
vgl. URL: <http://www.persoeliche-zukunftsplanung.eu/persoeliche-zukunftsplanung/was-ist-persoeliche-zukunftsplanung.html> (Abruf am 02.06.2014).

Wenn eine solchermaßen methodengeleitete Zukunftsplanung vollendet ist, hierzu Ressourcen gefunden werden, der Wille der/des Angehörigen, soweit es irgend geht, wirklich im Mittelpunkt der Planungen steht, kann parallel hierzu ein verlässlicher Unterstützer/innen-Kreis, der sich regelmäßig mit der Umsetzung der Ziele, Pläne und Wünsche befasst und der jenseits der „Routine“ Individueller Hilfeplanung denkt und handelt, gegründet werden (Informationen dazu finden sich ebenfalls auf der o.g. Homepage des Netzwerkes Persönliche Zukunftsplanung).

Selbst bei einem gut funktionierenden Netzwerk von Unterstützerinnen und Unterstützern wird man irgendwann auf professionelle oder nicht professionelle Beratungsangebote zugreifen müssen. Und hier gibt es noch erheblichen Handlungsbedarf. Aus einem eigenen Forschungsprojekt (vgl. Weber, Knöß, Lavorano 2013) wissen wir, dass Angehörige und/oder Menschen mit Behinderung selbst tendenziell eher den etablierten Beratungsangeboten der Leistungserbringer nachgehen, wenn sie beraten werden wollen.

Doch es gibt berechtigte Vorannahmen, dass hier nicht immer von den Eigeninteressen der Leistungserbringer unabhängig beraten wird. Im Rheinland hat der überörtliche Träger der Sozialhilfe, der Landschaftsverband Rheinland (LVR), hierzu ein Modellprojekt im Rhein-Kreis Neuss durchführen lassen, dessen Ergebnisse nun vorliegen; URL: http://www.lvr.de/app/publi/PDF/665-Abschlussbericht_Modellprojekt_Rhein-Kreis_Neuss.pdf (Abruf am 02.06.2014).

Das Forschungsinteresse in diesem Projekt richtete sich auf:

- ➔ Die Wirkungen der Neuausrichtung des Beratungsverfahrens durch den Einsatz von sog. IHP-3 Berater/innen im Rahmen der Individuellen Hilfeplanung;
- ➔ Die Möglichkeiten und Grenzen einer von Leistungserbringern weitgehend unabhängigen (Erst-)Beratung von Leistungssuchenden Personen im System der stationären und ambulanten Eingliederungshilfe;
- ➔ Die Identifizierung von Kriterien für eine qualifizierte Beratung im Kontext Individueller Hilfeplanung.

Eine Erkenntnis aus diesem Projekt ist die Auffassung, dass die Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen (KoKoBe) im Rheinland prinzipiell die nötigen organisatorischen und fachlichen Voraussetzungen mitbringen, um der Idee einer von Leistungserbringern unabhängige(n) Beratung näher zu kommen. In der Gesamtbetrachtung beschrieben die in diesem Projekt Befragten folgende Faktoren als **begünstigend für eine qualifizierte Hilfeplanung:**

- ➔ Ein niedrigschwelliges, aufsuchendes, barrierefreies und in angenehmer Atmosphäre stattfindendes Beratungssetting;
- ➔ ausreichende zeitliche und personelle Ressourcen;
- ➔ allgemeine Fachkompetenz;
- ➔ eine offene, empathische und neutrale Haltung.

Hingegen wurden folgende Faktoren als **hemmend** wahrgenommen:

- ➔ Mangelnde Fachkompetenzen;
- ➔ fehlende Ressourcen;
- ➔ ein ungünstiges Beratungssetting.

Es ist nicht leichter geworden, im Kontext sich stetig verändernder sozialrechtlicher Rahmenbedingungen (man denke nur an die bevorstehende Reform der Eingliederungshilfe, ein zu erwartendes Bundesleistungs- oder Teilhabegesetz bzw. an viele weitere, durch die UN-Behindertenrechtskonvention notwendig werdende Änderungen in unserer Sozialgesetzgebung) den oder die die passenden Beratungsangebote bereithält. Oft sind dies in einer Stadt oder Region Einzelpersonen, die durch ihre langjährige Berufspraxis ein immenses (Einzel-)Wissen erworben haben, bekannt sind und zu denen man eben hinget. Diese Schlüsselpersonen gibt es aber nicht überall und die oben skizzierten Prozesse der Ablösung, des Zügel-aus-der-Hand-Gebens benötigen einfühlsame, wissende, gut informierte, vernetzte und mit hoher Fachlichkeit versehene Beraterinnen und Berater.

In Weiterführung des oben genannten Modellprojektes hat der Landschaftsverband Rheinland (LVR) die Evaluation eines sich daran anknüpfenden Teilprojektes, das als Modellprojekt in Mönchengladbach angesiedelt ist, an die Ev. Hochschule Darmstadt vergeben Details vgl. Verwaltungsvorlage des LVR, URL: https://dom.lvr.de/lvis/lvr_recherche/www.nsf/LookLinkBG2/Vorlagen/13_2692?OpenDocument (Abruf am 02.06.2014).

In einer sog. Längsschnittstudie zum Thema „Wohnberatung zur Vorbereitung passgenauer Beratungsangebote“ ist die Zielsetzung formuliert worden, durch Befragungen (von Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung, die in Werkstätten arbeiten und ihren Angehörigen) Antworten darauf zu erhalten, wie „passgenaue“ Beratungs-

angebote für im Elternhaus lebende, werkstattbeschäftigte Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung ausgestaltet werden müssen.

Folgende Aspekte stehen bei dieser wissenschaftlichen Begleitung im Mittelpunkt:

- ➔ Identifikation neuralgischer Stellen im Ablösungsprozess von werkstattbeschäftigten Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung vom Elternhaus;
- ➔ Auswertung von Hinweisen auf mögliche Lücken in der Angebotsstruktur für Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung;
- ➔ Erarbeitung von Hinweisen für eine Weiterentwicklung des inklusiven Sozialraums Mönchengladbach, und Weiterleitung dieser Erarbeitung an relevante Akteure der Sozialraumgestaltung.

Letztlich sollen die erarbeiteten Impulse Beiträge zur örtlichen Teilhabepolitik leisten und dadurch die aktive Umsetzung des Inklusionsplanes NRW durch die Projektpartner befördern (vgl. die oben genannte Verwaltungsvorlage).

In diesem Modellprojekt wurden im Frühjahr 2014 diejenigen Werkstattbeschäftigten der Hephata Werkstätten, die noch bei ihren Eltern oder sonstigen Angehörigen wohnen, mittels eines Fragebogens befragt. Zudem gab es einen Fragebogen für die

betreffenden Eltern bzw. Angehörigen und es wurden 13 problemzentrierte Interviews mit zentralen Akteur/innen in diesem Feld (Werkstattbeschäftigte, Werkstatträter, Mitar-



beitende aus den KoKoBe, Eltern, Leistungserbringer etc.) geführt. Die geäußerten Einschätzungen dieser Befragungen werden derzeit an der Ev. Hochschule Darmstadt im Forschungsbereich Inklusive Bildung und Teilhabeforschung ausgewertet, ein Anschlussbericht zu diesem Teilprojekt wird für Ende 2014 erwartet.

Ziel dieser kurzen Ausführung war es, die Nöte, Notwendigkeiten und Herausforderungen in sog. Ablösungsprozessen von Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung im Hinblick auf sich daraus ergebende notwendige Beratungsbedarfe zu skizzieren. Eingedenk der eingangs genannten Forderung der UN-Behindertenrechtskonvention ist auf dem Weg der Gestaltung inklusiver Sozialräume und selbstbestimmter Arbeits-, Wohn- und Lebensformen sicher noch viel zu tun.

Der Deutsche Verein (DV) hat im Jahr 2013 recht anschaulich formuliert, wie Beratung zu denken und zu realisieren wäre: „*Insgesamt ist nach Überzeugung des Deut-*

schen Vereins entscheidend das Bewusstsein, dass keine Beratung unabhängig erfolgen kann. Der jeweilige Hintergrund der Beratung ist daher bei jeder Beratung transparent zu machen. Daneben ist eine stärkere Vernetzung der vorhandenen Beratungsstellen untereinander von großer Bedeutung“ (Deutscher Verein 2013, 9; Hervorheb. im Original).

Der dahinter stehende Auftrag will engagiert und im Sinne einer menschenrechtsbasierten Behindertenpolitik ausgestaltet sein.

Prof. Dr. Erik Weber,
Studiengangsleitung des
BA-Studiengangs
„Integrative Heilpädagogik/
Inclusive Education“
an der Evangelischen
Hochschule Darmstadt.

Literatur:

- Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen (Hg., 2009): *alle inklusive! Die neue UN-Konvention. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*. Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Berlin (Eigenverlag).
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. (2013) (Hg.). *Empfehlungen des Deutschen Vereins zur Weiterentwicklung des SGB IX*. URL: http://www.deutscher-verein.de/05-empfehlungen/empfehlungen_archiv/2013/IDV-24-12-SGB-IX (Abruf am 02.06.2014).
- Doose, Stefan (2014). „I want my dream!“ *Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven und Methoden einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigung*. Buch mit umfassendem Materialenteil. 10. aktualisierte Auflage. Neu-Ulm, AG SPAK Bücher. Zu bestellen unter URL: <http://www.agspak-buecher.de/Stefan-Doose-I-want-my-dream> (Abruf am 02.06.2014).
- Pollmächer, Angelika; Holthaus, Hanni (2013). *Wenn Menschen mit geistiger Behinderung älter werden. Ein Ratgeber für Angehörige*. Ernst Reinhardt Verlag: München.
- Weber, Erik; Knöß, David Cyril; Lavorano, Stefano (2013). *Qualifizierte Hilfeplanung in der Eingliederungshilfe durch die Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen (KoKoBe) und Sozialpsychiatrischen Zentren (SPZ) im Rheinland. Anforderungen, Umsetzungsmöglichkeiten und Perspektiven. Abschlussbericht zum Forschungsprojekt Evaluation des Modellprojektes des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) im Rhein-Kreis-Neuss: Darmstadt/Köln*.

»Christoph geht es gut dabei!«



Geschichte einer Ablösung

18 Jahre – ein gutes Alter, um das Elternhaus zu verlassen und ein neues, ein selbstbestimmtes Leben zu beginnen. 18 Jahre war Christoph Peters, als er in Korschenbroich sein eigenes Reich in Besitz nahm: Ein Appartement im Haus Sancta Maria. „Ich habe mich schon gut eingelebt“, sagte Christoph. Das war 2011. „Christoph geht es gut“, sagen sein Vater Prof. Dr. Horst Peters und seine Frau Elke Peters drei Jahre später.

Christoph ist Tetrastiker, sitzt im Rollstuhl. Schwieriger Lebensstart: Christoph kam als Frühgeburt zur Welt. Horst Peters erste Frau, Christophs Mutter, starb kurz nach der Geburt. Christoph verbrachte zehn Monate in Krankenhäusern. Gesundheitliche Rückschläge begleiteten seine Kindheit und Jugend. Doch Christoph wurde in ein starkes Team hineingeboren. Dessen Stützpfiler seine Eltern bilden. Und es gibt zwei jüngere Brüder! 1995 wurde Erik, 1998 Julian geboren.

Zwei tatkräftige Großmütter komplettieren die Familie. Christoph war nie das überbehütete behinderte Kind. Er wächst gleichberechtigt mit seinen Brüdern auf, war nie der Hahn im Korb.

Oft ist das Leben mit einem behinderten Familienmitglied ein permanenter Ausnahmezustand. Bei Familie Peters war das anders. Erik und Julian lebten nicht im Schatten von Christoph. Das Gleichgewicht der Familie Peters war und ist ausgewogen. Diese Ausgewogenheit stellt sich nicht von selbst ein. Beide Brüder entwickelten eine besondere soziale Kompetenz.

Die Familie zeigt sich nicht als zurückgezogenes Nest, sondern war und ist aktiv: Auch als Christoph noch im Elternhaus lebte, gehörten diverse Sportarten, Ausflüge und Reisen zum Alltag. Die meisten Aktivitäten wurden mit Christoph unternommen. Als die Brüder nicht mehr alle familiären Aktivitäten mitmachten, reiste

ERWACHSEN-WERDEN
Als Christoph 15 Jahre alt ist, hören Horst und Elke Peters von der Initiative des Ehepaars Scheufens. Mit der Evangelischen Stiftung HEPHATA und einem Architekten konzipieren Hans-Josef und Annette Scheufens ein Haus, in dem, neben ihrer Tochter Theresa, sieben Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung einen Ort fürs Leben finden. Im Juli 2011 wird das Haus eingeweiht; Christoph Peters ist der jüngste Mieter und ein Bewohner der ersten Stunde.

Christophs Ablösung vom Elternhaus hat sich dann gleitend gestaltet: Übergang statt Einschnitt oder gar Bruch. Bereits ein Jahr vor Fertigstellung des Hauses treffen sich die Bewohner monatlich. So kann eine Gemeinschaft entstehen, und mehr noch: Die künftigen Bewohner können regelmäßig einen Blick auf das Grundstück und den entstehenden Neubau werfen. So entstehen Verbindung und Identifikation! Und so ist das geblieben, bis jetzt, drei Jahre



nach dem Bezug des Hauses im Herzen von Korschenbroich. Der Gemeinschaftsraum des Hauses ist immer gut besucht, von den Bewohnern und von ihren Gästen.

AB-LÖSUNG – DIE „KINDER“

Ablösung: wer löst sich da eigentlich? Von wem oder von was? Ablösung ist der Normalfall. Aber für Menschen mit Behinderung ist das irgendwie besonders. Wirklich? Für Christoph ist die neue Lebensform selbstverständlich. Er hat sich nicht „damit abgefunden“ oder „dran gewöhnt“, sondern er lebt, meist gut gestimmt, seinen Alltag. Ein wesentlicher Teil ist die Arbeit. Christoph arbeitet in einer Werkstatt für behinderte Menschen in Grevenbroich.

Das Leben mit sieben Mitbewohnern ist eine ständige Herausforderung. Christoph nimmt sie an. In den vergangenen drei Jahren, hat Elke Peters beobachtet, hat er neue Fähigkeiten entwickelt.

AB-LÖSUNG: DIE ELTERN

Und wo bleiben die Eltern, wenn Kinder mit Behinderung ihre eigenen Wege gehen? Sturz ins Vakuum? Die Psychologie spricht neuerdings vom EMPTY-NEST-SYNDROM. Rückblick auf Christophs Kindheit: Natürlich waren Horst und Elke Peters in besonderer Weise engagiert, mit und für Christoph. Frau Peters fuhr eigene berufliche Bedürfnisse herunter: da fehlten Zeit und Energie. Das ändert sich nach Christophs Auszug: Elke Peters erlangt eine neue Freiheit und weiß sie zu schätzen. Denn sie sieht, dass es Christoph und allen anderen Familienmitgliedern gut geht. Das wäre noch vor wenigen Jahrzehnten undenkbar gewesen: Mütter bürdeten sich ihre behütende und versorgende Rolle ein Leben lang auf, um ihr Kind nicht „weggeben“, „abschieben“ zu müssen. Zuhause leben bis zum Tod der Eltern? Oftmals war das so. Verlierer waren alle, und nicht zuletzt die Kinder mit Behinderung. Ihnen wurden Freiheit und Selbstbestimmung vorenthalten.

AB-LÖSUNG – WOHNHAUS UND TEAM

Auch für Elke und Horst Peters wäre es kein gutes Gefühl, Christoph „satt und sauber“ in einer Verwahrnastalt für Behinderte zu wissen. Wo er nicht gefördert und gefordert wäre. Und ohne jegliche Autonomie. *Nichts über uns ohne uns!* Die Autonomie ist den HEPHATA-Betreuern wichtig.

Konkret: Wochenendplanung der Familie Peters, ohne Christoph zu fragen? Nein! HEPHATA lebt Inklusion, bemerkt Horst Peters. Entspannt ist die Kooperation zwischen Eltern und dem HEPHATA-Team. Die Teamleitung offen, Meinungsverschiedenheiten sind selten, werden flach gehalten und, wenn vorhanden, schnell gelöst.

„Christoph geht es gut dabei.“ Und nicht nur ihm. Die Ab-Lösung erweist sich als die Lösung.

Prof. Dr. Johannes Roskothen ist Literaturwissenschaftler. Er arbeitet als Dozent und Freier Publizist in Berlin und im Rheinland. Web: literalust.com

KOOPERATION MACHT'S !

„Angehörige und gesetzliche Betreuer sind wichtige Fürsprecher unserer Kunden. Wir arbeiten partnerschaftlich mit ihnen zusammen.“

„Wir widmen uns engagiert den familiären und persönlichen Netzwerken der Menschen“

Diese beiden Aussagen aus dem Leitbild der Stiftung Hephata sind für uns handlungsleitend, wenn wir die Zusammenarbeit mit Angehörigen konkretisieren.

Wir – als Organisation Hephata – verstehen uns als Teil des Netzwerkes unserer Kunden. Zu diesem Netzwerk gehören häufig auch Familienangehörige, enge Freundinnen und Freunde, Lebenspartner sowie gesetzliche Vertreterinnen und Vertreter.

Diese systemische Betrachtung der Aktionspartner bringt es mit sich, dass sich alle Beteiligten ihre jeweilige Rolle in diesem System verdeutlichen müssen. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine Thematik aus der Sicht einer Mutter anders gesehen werden kann, als aus der Perspektive eines Heilerziehungspflegers. Beide Rollen haben ihre Aufgabe im System, aber auch ihre Grenze von Zuständigkeit. Darüber gilt es, konstant im Austausch zu bleiben und zu verbindlichen Absprachen zu kommen.

Mit dezentralen und regionalen Angeboten sind unsere Einrichtungen und Dienste auch räumlich Teil der Lebenswelt von Menschen mit Behinderung und ihren sozialen Netzwerken. Andere Teile werden von Angehörigen, Freunden, gesetzlichen Vertretern oder andern Akteuren gestaltet. Ein gelingendes Zusammenspiel aller Beteiligten im Sinne und Interesse des Menschen mit Behinderung ist Ziel unserer Handlungen. Dabei begegnen wir allen Beteiligten partnerschaftlich und auf Augenhöhe.

Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass wir als Teil des persönlichen Bezugssystems unserer Kunden in konflikthafter Situationen nicht vermitteln oder aus einer Distanz heraus schlichten können. Wir betrachten es als unsere Aufgabe, in solchen Konflikten sowohl funktionsgemäß als auch zielführend zu agieren. Das bedeutet, unser Handeln ist auf die Stabilisierung von Beziehungen angelegt. Denn wir gehen davon aus, dass es ein Grundbedürfnis eines jeden Menschen ist, in und mit vertrauten Beziehungen zu leben. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betrachten es als ihre Aufgabe dafür zu sorgen, dass gewünschte Beziehungen der Menschen mit Behinderung Bestand haben und ihre Funktion erfüllen können.

Wir bringen den Aktionspartnern aus den persönlichen Netzwerken der Kunden Wertschätzung entgegen, interessieren uns für gemachte Erfahrungen und bisherige Lösungsstrategien. Gleichwohl betrachten wir es als unsere Aufgabe, in der Alltagsbegleitung auch

neue Erfahrungen zuzulassen, um Reifungs- und Entwicklungsprozesse zu ermöglichen.

Wir arbeiten aktiv an der Gewinnung der anderen Netzwerkpartner für die Erreichung dieses Ziels, ziehen bei Bedarf weitere Fachleute hinzu und/oder vermitteln beratende Settings für die am Prozess beteiligten Menschen.

Unsere Vision von Inklusion bedeutet in diesem Zusammenhang, unsere Kundinnen und Kunden als Experten in eigener Sache zu betrachten und unsere Dienstleistung so flexibel wie möglich zu gestalten, so dass diese Haltung konstant erkennbar ist. Dabei profitieren wir von den Erfahrungen und Anforderungen der anderen Netzwerkpartner. Wir wünschen uns, dass auch unsere Erfahrungen insbesondere von den Angehörigen geschätzt und gewürdigt werden.

Ziel unserer Zusammenarbeit mit Angehörigen ist auch eine fachkundige Unterstützung beim Verstehen und Nutzen der Sozialgesetzgebung. Sie ist der Grundstein, auf dem unsere Zusammenarbeit steht. Die Inhalte unserer Arbeit können sich nur auf Leistungen beziehen, die der Gesetzgeber in einer bestimmten Qualität vorgegeben hat.

Bei jungen Menschen sind ein gelungener Ablösungsprozess zwischen ihnen und ihrer Herkunftsfamilie sowie die Anbahnung eines tragenden Vertrauensverhältnisses wichtige Voraussetzung für eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten.

Diese ist geprägt von wechselseitiger Information, Einbeziehung und verbindlichen Absprachen. Wir dokumentieren die Verabredungen, Gespräche und Vereinbarungen. Dabei setzen wir auf konkret vereinbarte Gesprächs- und Telefontermine, damit Gespräche nicht „zwischen Tür und Angel“ geführt werden müssen.

Mit den Angehörigen verbindet uns das gemeinsame Anliegen, sich für verbesserte und normalisierte Lebensbedingungen für Menschen mit Behinderung einzusetzen.

Um Inklusion vor Ort erlebbar zu machen, ist es wichtig, dass sich möglichst viele Akteure aus unterschiedlichen Bereichen an dem dafür notwendigen gesellschaftlichen Veränderungsprozess beteiligen und sich aktiv dafür einsetzen, dass Menschen eine vollständige und gleichberechtigte Teilhabe an entscheidenden gesellschaftlichen Prozessen ermöglicht wird. Es gilt also, „Lobbyarbeit“ für die-

Text: Sabine Hirte Fotos: Udo Leist



sen Personenkreis zu machen. Auch wenn das Wort in der Vergangenheit durch negative Konnotationen Aufmerksamkeit erlangt hat, so ist es inhaltlich doch genau das, was in unserer Zielrichtung liegt: u.a. durch die Pflege persönlicher Verbindungen wollen wir auf die öffentliche Meinung einwirken und Einfluss nehmen auf den Gesetzgeber als wesentlichen Gestalter der Grundvoraussetzungen für Teilhabe.

Als Organisation Hephata tun wir das, indem wir Menschen aus Politik und Verwaltung einladen, unsere Arbeit kennenzulernen und indem wir uns in verschiedenen Gremien und Verbänden engagieren.

Genauso wichtig ist es, und häufig viel glaubwürdiger, dass Menschen sich selbst und ihre Rechte vertreten. Und dass dort, wo sie es nicht ohne Unterstützung können, sich z.B. Angehörige in Fördervereinen vor Ort zusammenschließen und ihre Interessen daraufhin bündeln. Die Kontakte hinein in die lokale Politik, in die Städte und Firmen sind ein guter Weg, die Chancen von gelebter Teilhabe an ganz alltäglichen Beispielen für alle erfahrbar zu machen.

Wir sind davon überzeugt, dass darin eine positive Kraft zur Veränderung steckt. Um die Fördervereine – von denen wir wissen – miteinander noch besser zu vernetzen, werden wir im Herbst zu einer Veranstaltung einladen. Dort wird es die Gelegenheit geben, sich kennenzulernen und miteinander in den Austausch zu kommen.

Sabine Hirte ist Diakonin, Dipl. Sozialpädagogin und MA Diakonienmanagement. Sie ist seit 2010 Geschäftsleiterin der Hephata Wohnen gGmbH.



Vor kurzem beim Jubiläumsfest eines Hephata-Hauses in Mönchengladbach sprach mich der Vater einer 46jährigen Dame an, die seit 10 Jahren in diesem Haus lebt: „Ich würde gern von Ihnen wissen, warum die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der letzten Zeit immer häufiger von meiner Tochter als Kundin sprechen? Und ich sage Ihnen gleich dazu, ich finde es sehr befremdlich, wenn eine Frau mit Behinderung nur noch als Kundin gesehen wird. Das ist mir viel zu rational und wird meinen Ansprüchen an ein soziales Miteinander nicht gerecht!“



Auch kirchlich-diakonische Sozialromantik und das bis etwa 1995 greifende sogenannte „Selbstkostendeckungsprinzip“ nach dem die „Pflegesätze“ in der Behindertenhilfe bemessen wurden, haben das ihre getan, soziale Einrichtungen lange nicht als Unternehmen zu sehen und zu bezeichnen.

Seit 20 Jahren (Images verändern sich eben nur langsam!) ist das Selbstkostendeckungs-

prinzip abgeschafft und heute ist gesetzlich gewollt, dass soziale Unternehmen den Spielregeln eines zunehmend wettbewerbsintensiven und zugleich stark regulierten Marktes unterliegen. Diesen Tatsachen stellt Hephata sich seit 1995 und definiert und organisiert sich seit dieser Zeit bewusst als Unternehmen. Weil die Stiftung Hephata als Unternehmen das Wunsch und Wahlrecht ihrer Kundinnen und Kunden ernst nimmt, arbeitet sie an einer kontinuierlichen Qualitätsverbesserung ihrer Angebote und geht innovative neue Wege im Bereich der sozialen Dienstleistung.

hat ihr erster Leiter, Karl Barthold, die erste „Fibel für Schwachbegabte“ entwickelt (1895). Er hat Menschen mit geistiger Behinderung also schon unterrichtet, als diese noch für nicht bildbar gehalten wurden. (Einführung der Schulpflicht für Kinder mit geistiger Behinderung in NRW 1966.) Aber zurück in die jüngere Geschichte und die Gegenwart: 1998 – Inklusion war zu der Zeit in Deutschland noch ein unbekanntes Wort und folgert: „Die Kenntnis der monetären Wertschöpfung sozialer Dienstleistungen rückt Sozialausgaben in ein ganz neues Licht: In Soziales zu investieren ist zunächst weniger teuer als häufig geglaubt und die Sozialwirtschaft ist ein wesentlicher Standortfaktor.“ Mit anderen Worten: Hephata - mit ihren mehr als 2.400 Mitarbeitenden - und deren Kundinnen und Kunden – lebt in der Region Mönchengladbach – wie der Auto-

Warum sich die Evangelische Stiftung Hephata bewusst als Unternehmen sieht

– und warum sie Menschen mit Behinderung als ihre Kunden bezeichnet

Ich erzählte dem Vater, dass ich im Frühjahr dieses Jahres für mich und meine Familie ein neues Fahrzeug eines bayrischen Autoherstellers gekauft habe. Für das Autohersteller-Unternehmen bin ich damit in einer eindeutigen Rolle, nämlich der des Kunden. Das übrigens seit einigen Jahren, denn auch das Vorgängerfahrzeug war vom gleichen Unternehmen. Dem Unternehmen ist es also gelungen, mich durch die Qualität seiner Produkte – der Fahrzeuge – zu überzeugen und an sich zu binden. Diese Bindung übrigens wurde über alle Jahre durch den guten Service der Firma unterstützt, z.B. durch eine Mobilitätsgarantie oder spezielle Angebote.

Ein Unternehmen tut – gegen Bezahlung – etwas für mich, gibt mir durch sein Produkt ein Stück Lebensqualität, umwirbt mich. Für mich also durchaus eine angenehme Rolle Kunde zu sein. Dieses Kunde-Sein allerdings ist nur eine kleine Facette meiner Gesamtperson, darüber hinaus bin ich Bürger der Stadt Mönchengladbach, Mitarbeiter der Stiftung Hephata, Familienvater, usw., usw.

Hier schlage ich die gedankliche Brücke zu der 46jährigen Dame. Sie ist seit 10 Jahren Kundin der Evangelischen Stiftung Hephata. Stellvertretend für sie zahlt der Landschaftsverband Rheinland (LVR) die Kosten der für sie erbrachten Assistenzdienstleistung. (Hätten wir in Deutschland ein anderes System der Finanzierung, könnte es auch so sein,

dass die Dame ihre Assistenzdienstleistung ganz direkt selbst zahlt, also deutlicher in der Kundinnen-Rolle wäre.) Wenn also Mitarbeitende von Kundin sprechen, dann drückt dies auch – was häufig übersehen wird – Wertschätzung aus. Es macht aber auch Rollen klar: Die Dame ist eine Bürgerin mit allen Rechten, die sich ihre Dienstleistung bei der Stiftung Hephata einkauft. (Sie könnte auch den Anbieter wechseln.)* – Sie ist keine „von Gnade abhängige Barmherzigkeits-Empfängerin“.

Der Mitarbeitende ist ein professioneller Leistungserbringer (Dienstleister) – er ist kein „sich mildtätig Herabbeugender“ und auch kein „Familienersatz“.

Natürlich ist das „Hephata-Kundin-sein“ nur eine kleine Facette der Gesamtperson der Dame, darüber hinaus ist sie – wie ich – Bürgerin der Stadt Mönchengladbach, Mitarbeiterin der Hephata Werkstätten, Familienmitglied, usw., usw. Der Kundenbegriff ist also nicht Ausdruck emotionaler Kälte, sondern dient der Transparenz und Klarstellung und unterstreicht die Bürgerrechte der genannten Dame. Es ist klar, dass die Kundenbezeichnung nicht als alleinige Bezeichnung angewandt werden kann, denn wie schon beschrieben, hat jeder Mensch in unterschiedlichen Situationen unterschiedliche Rollen und so wird sich je nach Rolle auch die angewandte Begrifflichkeit ändern.

Dass der Autohersteller, der Freude am Fahren ermöglicht, ein Unternehmen ist, wird niemand bezweifeln: Er übt eine wirtschaftliche Tätigkeit aus – baut Autos, ist innovativ, indem er diese ständig weiterentwickelt und den Anforderungen der Zeit anpasst. (Derzeit bietet das Unternehmen ein Fahrzeug mit einem kombinierten Kraftstoffverbrauch von 2,1 l/100km und einer kombinierten CO₂-Emission von 49g/km an.) So behauptet sich das Unternehmen am Weltmarkt. Es schafft Arbeitsplätze, belebt damit unter anderem in der Region München die regionale Nachfrage und spült Geld in die öffentlichen Kassen.

Nach der Rechtsprechung des europäischen Gerichtshofes ist „jede eine wirtschaftliche Tätigkeit ausübende Einheit, unbeschadet ihrer Rechtsform“ ein Unternehmen. Demnach ist also auch Hephata eindeutig ein Unternehmen. Dass dies bis heute häufig noch nicht so gesehen wird, hat wohl damit zu tun, dass der Gegensatz der wirtschaftlichen Tätigkeit die einseitige Gewährung ist, und viele Gründungen sozialer Organisationen im ausgehenden 18. Jahrhundert Fürstenhäuser, Mäzene oder Kirchengemeinden im Hintergrund hatten, die soziale Arbeit über einseitige Gewährung überhaupt erst ermöglicht haben. Gleichwohl trat die soziale Organisation von jeher mit ihren Nutzern und Mitarbeitenden in einen Leistungsaustausch – d.h. in eine wirtschaftliche Tätigkeit.

– beschließt Hephata mit der Auflösung der Sonderwelt „Anstalt“ zu beginnen. 2003 ermöglichen die Hephata Werkstätten die ersten betriebsintegrierten Arbeitsgruppen (d.h. Menschen mit Behinderungen arbeiten in Unternehmen der Industrie mit). Dieses Modell wird vom Land NRW ab 2006 anerkannt. 2002 entwickelt die Hephata Wohnen gGmbH das Konzept der „unterstützten Elternschaft“, d.h. Frauen oder Eltern mit einer geistigen Behinderung erhalten die Möglichkeit, ihr Kind mit Assistenz selbst aufzuziehen. Bis etwa 2000 war es üblich, Menschen mit Lernschwierigkeiten die Kompetenz der Erziehung abzuspüren und ihre Kinder in Pflegefamilien oder zur Adoption zu geben. Weitere Beispiele sprengen den Rahmen dieses Artikels.

An dieser Stelle hakt der Vater – dem ich ja meine Sichtweise erläutere – nochmals nach: „Okay, das mit dem Begriff der Kundin kann ich jetzt in gewisser Weise nachvollziehen, und es leuchtet mir auch ein, dass Hephata wegen seiner Größe wie ein Unternehmen organisiert sein muss. Aber kann ein soziales Unternehmen denn innovativ sein? Und kostet Hephata nicht schlicht Steuergelder?“

Da viele soziale Unternehmen einfach nur tun, was alle ihrer Branche tun, ist die Frage nach der Innovation für mich gut nachvollziehbar. Die Stiftung Hephata allerdings ist seit ihrer Gründung **innovativ**, denn zum einen war sie die erste Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung im ganzen damaligen Preußen (1859) und zum anderen

hersteller in Bayern – (okay, die realen Zahlen sind geringer!) die regionale Nachfrage und finanziert ebenso den öffentlichen Haushalt mit.

„Die Sache ist viel facettenreicher, als ich sie bisher wahrgenommen habe“, höre ich den erstaunt blickenden Vater.

In der Tat, es ist notwendig, differenziert hin zu sehen und es ist notwendig, Begriffe wie „Kunden“ und „Unternehmen“ zu nutzen, denn diese Begriffe zeigen Veränderungen auf, machen es erforderlich nachzufragen, dadurch Neues zu erfahren und neu zu begreifen. Bekanntlich verändert Sprache das Denken und Denken die Sprache.

Die SROI-Studie (SROI = Social Return on Investment) der Hephata Werkstätten 2011 räumt auf mit dem Bild, dass soziale Unternehmen nur Steuergelder kosten. Sie belegt, dass von jedem in die Hephata Werkstätten investierten Euro 48 Cent an die öffentliche Hand zurück fließen (vgl. HephataMagazin 33/August 2013 zu diesem Thema). Eine ähnliche Studie durchgeführt 2012 für die Mitgliedsunternehmen des Brüsseler Kreises (13 Sozial-Unternehmen aus Diakonie und Caritas in Deutschland mit einem Gesamtumsatz von 2,08 Mrd. Euro) belegt, von jedem in die Sozialwirtschaft investierten Euro sind nur 15 Cent tatsächlich „Kosten“

Dieter Kalesse ist Diakon und Kommunikationswirt. Er leitet die Abteilung Kommunikation der Stiftung Hephata.

* Menschen mit schweren – gerade geistigen – Beeinträchtigungen werden die Entscheidung, welchen Dienstleister sie wählen, nicht allein treffen, sondern mit ausgewählten, nahestehenden Menschen, die vielleicht sogar stellvertretend für sie entscheiden. Dennoch klärt die Kundenrolle auch für sie die Situation: Sie haben ein Wunsch- und Wahlrecht und entscheiden im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

VOM FALL ZUM KUNDEN

EIN BLICK AUF ROLLEN VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Text: Vanessa Strauch
Illustrationen: Udo Leist, PrintingSociety - Fotolia



DAS KIND

Definition: Ein Kind ist ein Sohn oder eine Tochter eines Elternpaares. Die Kindheit endet juristisch mit dem 18. Lebensjahr. Kindheit bedeutet im Regelfall mit zunehmendem Alter eine zunehmende Loslösung vom Elternhaus.

Bei Menschen mit einer geistigen Behinderung findet dieser Prozess oft in anderer Form statt. Der Ablösungsprozess dauert länger, die Eltern müssen das Loslassen erst lernen, Vertrauen in andere Unterstützungspersonen entwickeln und auch in die Kompetenzen ihres nun erwachsenen Kindes.

Mit dem Auszug eines erwachsenen Kindes bricht ein Teil der Lebensaufgabe weg. Die Kinder müssen lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. In vielen Lebenslagen wird ihnen die Frage gestellt, ob sie dieser oder jener Herausforderung gewachsen sind.



DER FALL

Definition: Bei der Polizei ist ein Fall eine Aufgabe, die es zu lösen gilt. Wenn ein Mensch Probleme hat, wird er oft zum Fall, eventuell sogar zu einem „besonders schweren Fall“.

Als Gegenentwurf zur elterlichen Fürsorge wird oft die Begleitung durch Fachkräfte wahrgenommen. Ein Entweder-Oder im Extremfall. Es besteht immer die Gefahr, Menschen mit Behinderung als Hilfeempfänger wahrzunehmen, über deren Wohl und Wehe sogenannte Experten entscheiden. Gerade bei einem Menschen mit einem sehr hohen Unterstützungsbedarf ist diese sehr groß. Der Begriff des „Fallgesprächs“ verdeutlicht dabei, dass das Leben eines Menschen stark versachlicht und aus den Händen des Betroffenen genommen wird. Gerade Menschen mit jahrelanger Institutionalisierungserfahrung haben gelernt, sich bei der Bewertung ihrer Kompetenzen und Unterstützungsbedarfe auf die Einschätzung anderer Menschen zu verlassen. Ein selbstbestimmtes Leben ist nicht möglich, wenn andere die Regie über ein Leben führen.

Wer die Würde eines Menschen ernst nimmt, lehnt die Begriffe „Fall“, „Fallgespräche“ oder „Fallmanager“ ab!



DER KRÜPPEL

Definition: Krüppel ist eine abfällige Bezeichnung für einen Menschen mit einer offensichtlichen körperlichen Behinderung.

Zu Beginn der 1970er Jahre begannen sich Menschen mit körperlicher Behinderung zu organisieren. (Sie wählten für sich bewusst die Bezeichnung: „Krüppel-Bewegung“.) Sie wollten ihre Lebenswirklichkeit anderen Menschen vor Augen führen und nicht mehr durch andere vertreten werden. Also nicht mehr als Menschen zweiter Klasse behandelt werden. Dass eine körperliche Behinderung zugleich auch eine soziale Behinderung ist, stand im Vordergrund.

Auch bei Menschen mit einer geistigen Behinderung ist dies ein Thema. Öffentlich immer zunächst durch die Behinderung wahrgenommen zu werden ist ein Stigma, das echte Teilhabe erschwert.



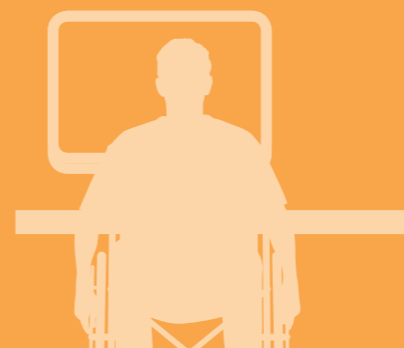
DER USER

Definition: Ein User ist ein Mensch, der das Internet nutzt, um sich zu informieren, sich mit anderen Menschen auszutauschen, zu spielen, usw.

Die Nutzung des Internets ist vielleicht der Gegenentwurf zur Krüppelbewegung. Oder die andere Seite der Medaille.

Man kann alles erfahren, mögliche Barrieren werden geringer. Auch wenn man nicht lesen oder schreiben kann, kann man dank Readspeaker und anderer Hilfsmittel Teilhabe erleben. Kommunikation über Facebook oder WhatsApp bietet die Möglichkeit, zunächst einmal in Kontakt zu kommen, ohne dass die Behinderung in den Blick rückt. Man kann sich mit Menschen mit und ohne Behinderung vernetzen.

Der Mensch mit Behinderung kann selbst entscheiden, ob und wann er seine Behinderung öffentlich macht.



DER KUNDE

Definition: Ein Kunde ist ein freier Mensch, der orientiert an seinen Bedürfnissen ein Produkt oder eine Dienstleistung einkauft. Er kann zwischen verschiedenen Modellen und Anbietern in einer Branche wählen und je nach eigenen Wertvorstellungen den günstigsten, besten oder einfach bekanntesten auswählen. Im Optimalfall ist der Kunde König.

Ein Mensch mit Behinderung in der Rolle als Kunde? Kann das sein? Darf das sein? Ja sicher, ein Mensch mit Behinderung ist ein freier Mensch, der entscheiden kann, wie er sein Leben gestalten möchte. Die Behinderung ist nur ein Teil der Person und macht ihn nicht aus. Der Mensch entscheidet, in welchen Bereichen er welche Dienstleistung benötigt und auf welche Dienstleistung er verzichten möchte. Es klingt zunächst so, als ob damit ein Verlust an Beziehung einhergehen könnte, eine Versachlichung des Umgangs mit einem Menschen stattfindet. Das muss keineswegs so sein, denn das Gelingen einer Dienstleistung basiert auf Vertrauen, einer tragfähigen Beziehung. Das entstehende Vertrauen kann die Ablösung aus dem Elternhaus unterstützen (siehe „Das Kind“).

Den eigenen Bedarf zutreffend beschreiben, einen Vertrag abschließen und auf dessen Einhaltung zu bestehen, erfordert zudem ein hohes Maß an Selbstreflexion, kognitiver Kompetenz und ein gewisses Maß an Zähigkeit. Da lauert sie, die Frage: „Kann der das denn?“ Dieser Mechanismus führt dazu, dass ein Mensch mit Behinderung ein Barriereüberwinder wird, der es schaffen muss, mit seinen Fähigkeiten vor den Augen eines Menschen mit einem geringeren Hilfebedarf oder einem

höheren kognitiven Niveau zu bestehen (siehe „Der Fall“). Dies erschwert einen Umgang auf Augenhöhe ungemein.

Natürlich wird ein Mensch mit Behinderung mit den komplexen Anforderungen einer Vertragsgestaltung nicht alleine gelassen, aber er sitzt auf dem Regiestuhl und entscheidet zusammen mit ausgewählten Menschen, was er in welcher Lebenslage wünscht. Er ist Experte in eigener Sache und kann wählen, ob er eine Dienstleistung einkauft und wenn ja, wo und in welchem Umfang er sie einkauft (siehe „Der Krüppel“). Menschen, denen er vertraut, unterstützen ihn: Eltern und Angehörige, Freunde, gesetzliche Vertreter, Fachkräfte. All diese Gruppen arbeiten in seinem Sinne zusammen. Er kann auf der Einhaltung der Vertragsinhalte bestehen oder den Vertrag kündigen, wenn er nachhaltig unzufrieden ist. Im Idealfall kann er vor Abschluss eines Vertrages eigenständig Erkundungen über mögliche Dienstleister einholen, z.B. im Internet (siehe „Der User“). Im Idealfall gelingt es einem Menschen mit Behinderung, in der Rolle des Kunden die anderen Rollen, die er bekleidet, sinnhaft zusammenzuführen.

Einen zufriedenen Kunden erkennt man daran, dass er Dienstleistungen langfristig einkauft. Oder immer wieder. Und vielleicht bringt er ja noch Freunde mit.

Vanessa Strauch ist als Diplompsychologin und stellvertretende Regionalleitung in der Hephata Wohnen gGmbH. Seit 2010 ist sie im Beirat des HephataMagazins. Sie freut sich, dass Menschen mit Behinderung immer mehr ihre Rolle als Kunden wahrnehmen.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist das einzige vollkommen selbstlose Gefühl.

(William Somerset Maugham, engl. Schriftsteller)

1970

- * Geburtsstunde der Roten Armee Fraktion.
- * Die Beatles trennen sich.
- * Der Assuan-Staudamm in Ägypten wird fertig gestellt.

Vertrauen ist Mut, und Treue ist Kraft.

(Marie von Ebner-Eschenbach, österr. Schriftstellerin)

1981

- * Erstmals wird vom US-Seuchenschutz ein Bericht über eine Immunschwächekrankheit veröffentlicht – AIDS.
- * Ein Autofahrer durchbricht mit seinem PKW die Berliner Mauer.
- * 300.000 Deutsche demonstrieren bundesweit für den Frieden.

An den Scheidewegen des Lebens stehen keine Wegweiser.

(Charlie Chaplin, engl. Schauspieler)

2011

- * Mehr als 15.000 Menschen sterben in Japan durch einen Tsunami, GAU im Atomkraftwerk Fukushima.
- * In Ägypten tritt Staatspräsident Mubarak aufgrund öffentlicher Proteste zurück.
- * Der deutsche Karikaturist, Schauspieler und Regisseur Loriot stirbt im Alter von 87 Jahren.

Das Leben der Eltern ist das Buch, in dem die Kinder lesen.

(Augustinus von Hippo, röm. Philosoph)

2014

- * Im Februar finden im russischen Sotschi die Olympischen Winterspiele und die Paralympics statt.
- * Die islamistische Vereinigung Boko Haram entführt im April 230 Schülerinnen christlichen Glaubens.
- * Im Juni findet zum letzten Mal das legendäre „Rock am Ring“-Festival am Nürburgring statt.

1975 wird im deutschen Bundestag die Psychiatrie-Enquete vorgelegt. Dieser Bericht zur Lage psychisch und geistig behinderter Menschen in der BRD setzt neue Maßstäbe. Die Verbesserung der Lebensbedingungen behinderter Menschen in psychiatrischen Einrichtungen und Anstalten rückt ins Blickfeld der Sozialpolitik.

Ab 1980 beginnt die sogenannte „Auflockerung“ in Hephata – neue Häuser werden gebaut, Menschen mit Behinderung ziehen um, so können bisherige Mehrbettzimmer in Zweibettzimmer umgewandelt werden. Zunehmend versucht Hephata die Lebensstandards der Menschen mit Behinderung zu verbessern.

Am 11. Mai findet in Oberhausen-Holten das Richtfest für das neue Hephata-Haus an der Johann-Tombers-Straße statt. Im Herbst ziehen dort zwölf Männer und Frauen mit Behinderung ein, die bis dahin auf den Kerngeländen in Mettmann und Mönchengladbach gelebt hatten.

Hephata hat längst aufgehört, Anstalt zu sein. Selbstbestimmung, Assistenz, Integration – diese drei Wörter waren über ein Jahrzehnt hinweg Auftrag und Selbstverständnis der Evangelischen Stiftung Hephata. Seit einigen Jahren ist und versteht Hephata sich als Unternehmen, als Unternehmen Mensch. Mit der Vision der Inklusion.



Susanne Sprünken wird geboren. Ihre Eltern sind Renate und Rainer Sprünken. In den ersten Jahren ihres Lebens passiert etwas in Susannes Gehirn. Sie ist anders. Eine genaue Diagnose? Nach unzähligen Untersuchungen beschließen die Eltern irgendwann, dass es genug ist. Von da an leben sie damit, dass Susanne geistig behindert ist. Doch Susanne ist schwierig. Wenn sie etwas nicht will, dann will sie es nicht. Dabei entwickelt sie unglaubliche Kräfte für ein junges Mädchen. Die Eltern kommen an ihre Grenzen.

Gemeinsam mit einem befreundeten Ehepaar suchen sie für ihre jeweiligen Kinder einen Ort, an dem die Kinder gut aufgehoben, gut versorgt sind.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist das einzige vollkommen selbstlose Gefühl. Doch Sprünkens Liebe allein reicht einfach nicht aus. Sie wissen: Wir brauchen Hilfe. Und sie gehen auf die Suche.

„Als der Bescheid kam, dass Susanne in Hephata aufgenommen wird, waren wir begeistert und unglaublich erleichtert.“ Nach intensiver Suche und „sehr netten“ Gesprächen mit Hephata-Mitarbeiter Hans-Willi Pastors kommt Susanne zu Hephata und lebt von da an im „Johanniter-Kinderhaus“ auf dem Kerngelände in Mönchengladbach. Es waren vor allem die guten Gespräche mit Pastors, die die Eltern davon überzeugt hatten, dass Hephata das Richtige für Susanne sein würde. Anfangs besuchen Sprünkens ihre Tochter jedes Wochenende. Das ist aber zu viel Unruhe für Susanne. Als nächstes testen sie einen monatlichen Besuchsrhythmus, das wiederum ist zu wenig. Am Ende läuft es auf einen zweiwöchigen Rhythmus hinaus.

Jeden Schritt, jede Änderung, jede Sorge besprechen die Eltern mit den jeweiligen Teamleitern und Mitarbeitern: „Es ist ein gutes Gefühl, mit den Menschen aus Susannes Umfeld zu reden und zusammenarbeiten zu können.“ Denn Susanne ist und bleibt ihr Lebensmittelpunkt. Auch wenn sie sich nun nicht mehr täglich sehen. Vertrauen ist Mut, und Treue ist Kraft. Vertrauen – in eigene Entscheidungen, in andere Menschen, in neue Wege. Treue – gegenüber sich selbst, dem gemeinsamen Weg, seinen Werten und Zielen. Das Leben ist für Eltern von Kindern mit Behinderung oftmals nicht einfach und an vielen Stellen einfach nur unglaublich schwer. Mut und Kraft zu entwickeln, zu bewahren und immer wieder neu zu schöpfen. Das ist – so merkt man Susannes Eltern an – die Kunst oder vielmehr die Kür.

Eine der Bewohnerinnen: Susanne Sprünken. Ihre Eltern müssen nun nicht mehr jedes zweite Wochenende nach Mönchengladbach fahren. Ihre Fahrt beschränkt sich jetzt auf ein paar Kilometer durch die Stadt. Nach 30 Jahren Leben auf dem Hephata-Kerngelände heißt es für Susanne nun die neue, alte Heimat Oberhausen wieder kennenzulernen. Als Einwohnerin – und nicht als Besucherin.

An den Scheidewegen des Lebens stehen keine Wegweiser. Manchmal aber Ortsschilder.

Heute ist Susanne 44 Jahre alt. Ihre Eltern sind beide im Ruhestand. Renate Sprünken: „Es ist ein Traum, dass Susanne in unserer Stadt lebt.“ Gab es je größere Probleme mit Hephata? „Wir haben immer versucht – für Susanne – mit allen klar zu kommen. Wir vertrauen doch den Menschen, die dort arbeiten“ versichert Mutter Renate. Und weiter: „Susi ist bei Hephata von Anfang an so angenommen worden, wie sie ist.“ Für Vater Rainer ist das Wichtigste, dass seine Tochter bei Hephata „gut aufgehoben und gut versorgt“ ist.

Das Leben der Eltern ist das Buch, in dem die Kinder lesen. Wenn Susanne das Buch über das Leben ihrer Eltern liest, dann ist das ganz gewiss ein Buch, von dem man als Kind, als Tochter nur träumen kann. Denn Susanne wird vollkommen selbstlos geliebt – wie nur Eltern es können.

Sonja Zeigerer, MA Neuere Deutsche Literaturgeschichte, Deutsche Philologie und Politische Wissenschaften, ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

HEPHATA ERÖFFNETE ZWEITES WOHNHAUS IN WUPPERTAL

Die Evangelische Stiftung Hephata hat in Wuppertal-Vohwinkel ein neues Wohnhaus für Menschen mit Lernschwierigkeiten gebaut. 14 Damen und Herren leben in dem Haus an der Gräfrather Straße in zwei Wohngemeinschaften und einem Appartement.

Gefördert wurde der Neubau von der Aktion Mensch, der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW und mit öffentlichen Mitteln der Wohnbauförderung des Landes NRW.



Hephata - zweites Wohnhaus in Wuppertal

NAMEN UND

Teilhabe am Arbeitsleben

Ungarn beginnen die Euthanasie-Aktion an Menschen mit Behinderung aufzuarbeiten

Im Rahmen eines europäischen Projektes führte die FSZK – Equal opportunities of persons with disabilities – am 20. und 21. Februar 2014 in Debrecen und Budapest eine Tagung durch, mit dem Ziel die Euthanasie-Aktion an Menschen mit Behinderung in Ungarn aufzuarbeiten und die gegenwärtige Stellung von Menschen mit Behinderung in Ungarn zu verbessern.

Für die Evangelische Stiftung Hephata war Hans-Willi Pastors, Stabsstelle Regionalisierung, dabei und referierte über Hephatas Vorgehen und Erfahrungen bei der Aufarbeitung des Themas 1991 – sowie die konsequenten Bemühungen zur Auflösung der Komplex-Einrichtungen.

Von der Reise zurückgekehrt berichtet Pastors: „Das Thema ‚Leben mit Behinderung‘ ist in Ungarn negativ besetzt: 70% der Familien mit einem behinderten Angehörigen leben in Ungarn unter der Armutsgrenze. In einer Zeitung war ein Kind ohne Arm abgebildet und daneben der Satz: ‚Was für ein Leben?‘ Bei der Tagung wurde darüber berichtet, dass 2010 in der Region 188 pränatale ‚Down-Syndrom-Diagnosen‘ gestellt wurden, keins der Kinder wurde geboren.“

Bei seinem Vortrag hatte Hans-Willi Pastors auch aus dem Hephata-Leitbild von 1999 zitiert, in dem damals formuliert war: „(...) Es ist unsere Überzeugung und Erfahrung, dass Anstalten und große Heime eine Sonderwelt am Rande und außerhalb unseres

durchschnittlichen Alltags darstellen, die den Menschen mit Behinderung wesentliche Möglichkeiten eines selbstbestimmten Lebens vorenthalten. Außerdem können wir uns am Ende dieses Jahrhunderts der Einsicht nicht verschließen, dass die Konzentration von Menschen mit Behinderung in Anstalten eine wichtige Voraussetzung für die massenhafte Ermordung dieser Menschen war, die man als ‚lebensunwert‘ ansah. Wir haben mit der Auflösung unserer Anstaltsstrukturen (...) begonnen (...)“

Bei der Tagung wurde benannt, dass die evangelisch-reformierte Kirche in Debrecen die Errichtung eines Mahnmals für die sogenannten „Euthanasieopfer“ plant. „Wenn zwei Generationen in Frieden aufwachsen, hat die dritte Generation keine Erinnerung mehr“, hieß es in der Begründung für das Mahnmäl. So beginnen in Ungarn allmählich erste Schritte auf dem weiten, steinigen Weg in Richtung Umsetzung der UN-Behindertenrechts-Konvention.

Ein Impuls der Tagung floss zurück nach Mönchengladbach: Ab 2015 – wahrscheinlich im Mai – soll in Mönchengladbach mit einer zentralen Veranstaltung der Menschen mit Behinderung gedacht werden, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden. Denn auch in Mönchengladbach geht es darum, die Erinnerung in der dritten Generation zu bewahren.

Behindertenpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion tauschte sich mit den Hephata-Vorständen zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben aus.



von links: Günther van de Loo, Christian Dopheide, Uwe Schummer, Klaus-Dieter Tichy

Der behindertenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, **Uwe Schummer**, besuchte am 30.4. die Evangelische Stiftung Hephata zu einem Gedankenaustausch mit den beiden Vorständen Christian Dopheide und Klaus-Dieter Tichy sowie mit Günther van de Loo, Stabsstelle strategische Entwicklung.

Konkret verabredet wurde, miteinander im fachlichen Austausch zu bleiben und zum Thema der modularen Ausbildung von Menschen mit Behinderung – die von beiden Seiten als wünschens- und entwicklungswert angesehen wird – eine Veranstaltung zu organisieren.

Wolf Bramsch, Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung Hephata, mit goldener Ehrennadel der Stadt Mönchengladbach ausgezeichnet

„Sie haben ein Ehrenamt übernommen und arbeiten uneigennützig und freiwillig. Sie packen an, wo Sie Handlungsbedarf sehen“, mit diesen Worten ehrte Mönchengladbachs Oberbürgermeister, Norbert Bude, im Mai 2014 Wolf Bramsch und fünf weitere Bürger der Stadt mit der Goldenen Ehrennadel.

Wolf Bramsch – bis zum Eintritt in den Ruhestand Direktor einer Bank – ist seit 1996 Mitglied im Kuratorium der Stiftung Hephata und seit 2007 dessen Vorsitzender. Außerdem ist Bramsch seit 1997 Mitglied im Aufsichtsrat des Krankenhauses Bethesda und seit 2004 dessen Aufsichtsratsvorsitzender.



Wolf Bramsch geehrt

NEUIGKEITEN

Klaus-von-Bismarck-Preis für BQG

Gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH (BQG) wurde mit dem Klaus-von-Bismarck-Preis ausgezeichnet

Die „Stiftung Sozialer Protestantismus“ vergab am 12. Mai 2014 in Hannover ihren „Klaus von Bismarck-Preis“ an die gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH (BQG) und an das Hotel Vinum, Trier, Integrationshotel des Diakonischen Werkes Trier gGmbH.

Die 2004 gegründete „Stiftung Sozialer Protestantismus“ will in der Tradition der evangelischen Begründer der Konzeption der „Sozialen Marktwirtschaft“ protestantische Richtungsimpulse angesichts der heutigen Gestaltungsaufgaben von Wirtschaft und Arbeitswelt setzen. Ihr geht es darum, in den Auseinandersetzungen um die Neuorientierung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen Position zu beziehen, um die klassischen Grundwerte protestantischer Sozialethik, Freiheit und Gerechtigkeit, für eine ökonomisch erfolgreiche, sozial verträgliche und nachhaltige Form des Wirtschaftens zur Geltung zu bringen.

Mit dem Namen ihres Preises erinnert die Stiftung an Klaus von Bismarck, langjähriger Leiter des Sozialamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen, Intendant des WDR und Präsident des Goethe-Instituts. Von Bismarck sah es als eine wesentliche Aufgabe des Protestantismus an, „evangelische Christenmenschen darin zu stärken, ihren konkreten Berufsaufgaben aus christlicher Verantwortung gerecht zu werden.“

Die Laudatio zum Klaus-von-Bismarck-Preis 2014 hielt Oberkirchenrat Klaus Eberl. Er begründete:

„(...)Die UN BRK beschreibt in Artikel 27 das Recht auf die Möglichkeit, den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. In einem offenen und für Menschen mit Behinderung zugänglichen Arbeitsmarkt soll sie frei gewählt werden können. Wir alle wissen, dass die Wirklichkeit noch anders aussieht. So wunderbare Projekte, wie die unserer Preisträger, haben Seltenheitswert. Die Chancen von Menschen mit Behinderung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt haben sich in den letzten Jahren sogar eher ungünstig entwickelt. Die Arbeitslosenquote schwerbehinderter Menschen ist überdurchschnittlich hoch. Zudem bleibt der Personenkreis der nicht erwerbsfähigen Menschen mit Behinderungen nach wie vor meist auf Sondersysteme wie Werkstätten für Menschen mit Behinderung (WfbM) angewiesen. Es sind dringend intensive Bemühungen erforderlich, die Beschäftigungschancen von behinderten Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu verbessern. Dabei geht es auch um spürbare Verbesserungen der Einkommenssituation und um Unabhängigkeit von staatlichen Transferleistungen. (...) Die alte evangelische Einsicht, dass jedem Menschen mehr Chancen zustehen, als er nach den Maßstäben der Welt verdient, muss immer wieder konkret Gestalt finden. Deshalb sind diese Diakonischen Leuchterfeuer auf dem Arbeitsmarkt auch ein gutes Stück Predigt des Evangeliums. Jeder Mensch wird gebraucht, ob mit oder ohne Handicap.

Arbeit gehört zur Würde des Menschen, denn wir sind auf ein tätiges Leben, auf Beziehungen zu anderen angelegt und angewiesen.“

Eine Delegation von Mitarbeitenden der BQG zusammen mit ihrem Geschäftsführer Dieter Püllen und Vorstand Christian Dopheide nahm den Preis entgegen. Im Namen der Gruppe bedankte sich Christian Dopheide: „(...) Es danken Ihnen zuerst die Menschen, denen Sie den Klaus-von-Bismarck-Preis eigentlich verliehen haben: Menschen mit und ohne Behinderung, die in kollegialer Zusammenarbeit das Unternehmen BQG vor vielen Jahren gestartet und tragfähig ausgestaltet haben.

Sie sind heute durch Mitarbeitende in Begleitung der MAV-Vorsitzenden, Frau Korell, vertreten, auf dass erfahrbar sei: diese Leute zuallererst sind durch diesen Preis geehrt. Die Entscheidung darüber, was denn Qualität sei, fällt im Markt nun einmal der Kunde. Und seinem Urteil stellt sich diese Belegschaft jeden Tag - und zwar ausweislich des Kassenstandes mit Erfolg. Sich gegenseitig auf Augenhöhe anzunehmen mit allen Stärken und Einschränkungen; den Beitrag abzurufen, den ein jeder leisten kann; aber gleichzeitig auch von sich selbst ganz abzusehen und konsequent am Kunden orientiert zu sein: das ist das Erfolgsgeheimnis eines jeden guten Unternehmens – und eines Integrationsunternehmens erst recht. Diesem Erfolg setzen Sie ein Licht auf. Das tut sehr gut. (...)“



Oberkirchenrat Klaus Eberl

„Bieten Sie auch ‚betreutes Wohnen‘ an?“



Mit dieser, meistens von Angehörigen gestellten, Frage beginnt häufig ein spannender, oft langjähriger Prozess, zur Realisierung eines neuen Wohnprojektes für Menschen mit Handicaps. Dass mit dem Begriff „betreutes Wohnen“ eine spezielle Wohnform beschrieben ist, klärt sich erst in der weiteren Zusammenarbeit.

Zunächst möchten sich Angehörige über mögliche Wohnformen informieren, um für und mit ihrem erwachsen gewordenen Kind eine Perspektive zu entwickeln. Die passende Wohnform zu finden, in der erwachsen werdende Kinder, möglichst eigenständig, mit der notwendigen Unterstützung leben können, ist für Eltern von behinderten Kindern eine gewaltige Aufgabe.

Viele Familien kennen sich aus den gemeinsamen Schulzeiten ihrer Kinder. Daraus entstehen der Wunsch und das gemeinsame Interesse, für ihre Kinder ein eigenes, besonderes Wohnprojekt zu realisieren.

- ➔ **Aber, geht das überhaupt?**
- ➔ **Wer baut so ein Haus?**
- ➔ **Wer bezahlt die Betreuungsleistung für unsere Kinder?**
- ➔ **Wo muss ich was beantragen?**

Damit all diese Fragen bearbeitet werden können, bietet die Wohnen gGmbH der Evangelischen Stiftung Hephata hierzu eine spezielle Beratung an.

Rund um das Thema „**Auszug aus dem Elternhaus**“ erhalten Menschen mit Behinderungen und ihre Familien individuelle Informationen, und das vor Ort. Damit die persönlichen, privaten Bezüge und Verbindungen zur Familie, zu Freunden, Bekannten und Arbeitskollegen erhalten bleiben können, entwickelt Hephata mit den Interessenten Wohnperspektiven in der Herkunftsregion. Die bestehenden sozialen Bezüge unterstützen den Prozess, einen neuen eigenen Lebensentwurf in bekannter Umgebung zu entwickeln.

Die fachliche Begleitung und Unterstützung der Interessentengruppen während der Realisierungsphase eines Wohnprojektes sowie die Koordinierung der hierfür erforderlichen Beteiligten (Behörden, Investoren/Vermieter) sind die wesentlichen Aufgaben dieser Beratungstätigkeit.

Hans-Willi Pastors



Hans-Willi Pastors ist seit 16 Jahren Hephatas Fachberater für regionale Wohnangebote und hat in diesem Zeitraum dazu beigetragen, mehr als 30 Wohnprojekte in NRW zu realisieren.

Sie erreichen Hans-Willi Pastors unter:
hans-willi.pastors@hephata-mg.de
oder Tel.: 0 21 61 / 246-2670

„... der Zeitpunkt der Gründung des Fördervereins rückt näher.“



Derzeit sind Sie im Gespräch mit den anderen Eltern und Angehörigen von Menschen, die wie Ihr Sohn, Hephata-Angebote im Ortsteil Rheindahlen nutzen. Wie haben Ihre Gesprächspartner die Idee der Gründung eines Fördervereins aufgenommen und wie erleben Sie die Zusammenarbeit?

Ein grundsätzliches Interesse bestand von Anfang an! Dennoch konnten viele Fragen nicht beantwortet werden. Da sich im Elternkreis niemand mit einem Förderverein auskannte, wurde Aufklärungsarbeit seitens der Stiftung Hephata angeboten.

Diese Unterstützung der Begleitung war sehr hilfreich und ließ die anfänglichen Unsicherheiten langsam schwinden; viele Unsicherheiten wurden genommen und der Zeitpunkt zur Gründung des Fördervereins rückt näher.

Wie ist der derzeitige Stand bezogen auf die Vereinsgründung?

Wir wissen jetzt, dass wir den Förderverein gründen wollen! Der nächste Schritt ist die Festlegung der Statuten. Gedanken und Vorstellungen zu den Satzungen des Fördervereins wurden schon geäußert, müssen aber noch schriftlich fest gehalten werden. Unser Ziel ist es, diese innerhalb von zwei nächsten Sitzungen zu erstellen. Dann wäre da noch der Gang zum Notar, zum Amtsgericht und zum Finanzamt.

Was möchten Sie und die anderen Angehörigen mit dem und durch den Förderverein erreichen?

Ziel ist es, den Menschen im Wohnprojekt zusätzliche unabhängige finanzielle Mittel, Sachleistungen und persönliche Unterstützung durch freiwillige und/oder ehrenamtliche Helfer zu verschaffen. So sollen Anschaffungen möglich oder Freizeitaktivitäten realisiert werden. So können Wünsche verwirklicht werden und manches kann zur Lebenserleichterung beitragen.

Wir möchten Zusammenarbeit unterstützen und Kooperation fördern.

Mit Uli Merbecks sprach
Dieter Kalesse.



Frau Merbecks, Ihr Sohn ist Mieter im Hephata-Wohnprojekt Wyenhütte in Mönchengladbach-Rheindahlen. In den letzten Monaten haben Sie die Initiative ergriffen, bezogen auf dieses Wohnprojekt einen Förderverein zu gründen. Was ist Ihr Motiv dafür?

Unsere Kinder sind in dieses ambulant betreute Wohnprojekt gezogen, um ein selbständiges und selbstbestimmtes Leben zu führen. Es wird der Zeitpunkt kommen, an dem die Gewährleistung der Unterstützung durch die Eltern oder Angehörige nicht mehr gegeben sein wird, deshalb verfolge ich im Wesentlichen das Interesse, die körperliche, geistige und seelische Entwicklung der Bewohner, unserer Kinder, zu unterstützen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist auch die Mobilität der Bewohner, leider steht hier kein Fahrzeug zur Verfügung. Ein Wohnprojekt sollte mehr sein als ein zufälliges Beieinander von Bewohnern und Betreuern. Wir – die Elternschaft – und das Team Hephata der Wyenhütte, pflegen einen mehr als guten, gegenseitigen Austausch und wissen es alle sehr zu schätzen, wie wertvoll dieser Umgang für uns ist! Eine bunt zusammengewürfelte Lebensgemeinschaft / Patchworkfamilie; ein bunter Flickenteppich, der es wert ist, unterstützt zu werden.



„Ich habe keinen Menschen“

„Ich habe keinen Menschen“ – keinen, der für mich da ist, wenn es hart auf hart kommt. Keiner, der bedingungslos an meiner Seite ist. „Ich habe keinen Menschen“: Das ist ein Satz aus der Hölle. Die meisten Menschen hätten gar nicht den Mut, ihn auszusprechen. Es ist ja nicht nur hart, es ist auch beschämend, allein zu sein. Dabei geht es mehr und mehr Menschen so. Der Bundesfreiwilligensurvey, die Statistik zum ehrenamtlichen Engagement, zeigt: während vor zehn Jahren noch 74 Prozent der Bevölkerung sagten, sie könnten sich im Notfall auf Familie und auf Freunde verlassen, sind es heute nur noch 64 Prozent. Die wachsende Mobilität macht es schwer, tragfähige Netze zu knüpfen. Auch wenn Familien über die Generationen füreinander da sind, leben sie doch nicht unbedingt an einem Ort. Vierzig Prozent der Älteren leben allein.

Wer aber Hilfe braucht, ist auf ein gut funktionierendes Netzwerk angewiesen. Menschen mit Demenzerkrankungen zum Beispiel oder mit körperlichen Behinderungen. Wohl dem, der gute Nachbarn und Freunde, verständnisvolle Arbeitgeber und solidarische Kollegen hat! Menschen, die im entscheidenden Moment da sind, die mitgehen und für uns eintreten: beim Jobcenter, bei der Ärztin, bei der Versicherung.

Beeindruckend erzählt die Bibel davon, wie Menschen bei Jesus für andere eintreten. Vier Männer lassen ihren Freund auf einer Tragbahre vom Dach des Hauses herab - mitten in der Synagoge, wo Jesus gerade spricht. Ein römischer Hauptmann bittet Jesus, seinen Knecht gesund zu machen – er ist sich nicht zu schade, obwohl er selbst zu den mächtigen Besitzern gehört. Die Schwestern Maria und Martha bitten für ihren verstorbenen Bruder Lazarus - nicht einmal der Tod ist das Ende der Hoffnung. Angehörige und Freunde, Vorgesetzte und Geschwister tun alles, um die, die ihnen wichtig sind, in Kontakt zu Jesus zu bringen.

Wie trostlos, wenn einer keinen Menschen hat! Aber auch von so einem erzählt die Bibel. Seit 38 Jahren liegt er vor den Toren Jerusalems am Teich Bethesda. Die Hallen dort sind voll von Menschen wie ihm: „Kranke, Blinde, Lahme und Verdorrte“ (Joh. 5,3). Ab und an soll ein Engel über das stille Wasser gehen. Und wenn das Wasser sich kräuselt – ja dann müsste man schnell sein. Man müsste der erste sein, der im Wasser ist - dann könnte man geheilt werden. Jedenfalls erzählen sie sich das. Aber allein geht das nicht - nicht mit dieser Lähmung. Nicht, wenn man keinen Menschen hat. Ist das nicht erschreckend? Schon wieder kommt es darauf an, der Schnellste zu sein. Und gute Kontakte zu haben. Auch hier gilt das Matthäus-Prinzip: Wer hat, dem wird gegeben.

Aber das Evangelium starrt nicht auf den Engel. Johannes lenkt unseren Blick auf den Kranken. Da steht Jesus und fragt. „Willst Du gesund werden?“ Jetzt muss er erstmal heraus, dieser Höllensatz. „Ich habe keinen Menschen“ – Kein Wunder, dass ich immer zu den Verlierern zähle, denkt der Mann. Dabei hat er gerade den Hauptgewinn gezogen: einen Partner auf Augenhöhe. Einen der fragt, was er will und braucht, der ihm Mut macht, für sich selbst einzustehen und schließlich aufzustehen.

Jetzt kommt wirklich Bewegung in die Geschichte - nicht, weil ein Engel über das Wasser geht, sondern weil Gott die Lähmung überwindet. Weil er herausführt aus der Abhängigkeit. Der Mann, der hier 38 Jahr gelegen hat, ist jetzt unterwegs in die Stadt – raus aus der Station, auf dem Weg in die Synagoge. Das hat nicht jedem gefallen. Aber darum geht es in der Geschichte: dass wir Menschen für Menschen werden. Und füreinander eintreten.

Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx ist Referatsleiterin für Sozial- und Gesellschaftspolitik im Kirchenamt der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD). Derzeit ist sie Geschäftsführerin der EKD-Ad-Hoc-Kommission zu Inklusion. Sie war in den 80er Jahren Pfarrerin in Mönchengladbach-Wickrath, Diakoniefarrerin im Kirchenkreis Gladbach und zu Beginn der 90er als Abteilungsleitung im DW Rheinland Mitglied des Kuratoriums von Hephata.

© blvdone - Fotolia



© Franz Pfluegl - Fotolia
© Ebby May

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

August 2014



Samstag, 3. August – 18.00 Uhr
Eröffnungsgottesdienst zur Ausstellung „kunst inklusive“
Evangelische Kirche am Markt, Xanten
Predigt: Pfarrer Christian Dopheide
Die Ausstellung gehört zum **Euregio-Projekt „Kunst verbind(e)t“** und ist bis zum 7. September zu sehen.

September 2014



Samstag, 6. September 2014
Hamlet, Schauspiel von William Shakespeare
Stadthalle Erkrath, Neanderstraße 58
Der Erlös der Benefizaufführung ist unter anderem bestimmt für das Hephata-Haus Schellenberg, Mettmann
Tickets: 20,00 Euro; ermäßigt 16,00 Euro;
Abendkasse zzgl. 2,00 Euro
Bestellung bei: timokremerius@web.de



Samstag, 20. September - 15.30 Uhr
Sonntag, 21. September - 14.30 Uhr (Einlass jeweils eine Stunde vorher)
Sternenlicht-Revue – nach der Musik von Starlight-Express
in der Stadthalle in Erkelenz, Franziskanerplatz 11
Benefizveranstaltung zugunsten der Stiftung Hephata
Eintritt 12,00 Euro; ermäßigt 10,00 Euro
Kartenvorverkauf: Zigarren Worms, Kölner Straße 17, Erkelenz
oder per Internet: www.hephata-mg.de
www.sternenlicht-revue.de

November 2014



Samstag, 22. November – 10.00 bis 18.30 Uhr
(Bühnenprogramm bis 20.00 Uhr)
WinterZauber
ein familienfreundlicher, adventlicher Kunsthandwerker-Markt mit lebenden Rentieren, Briefen an das Christkind, Musikprogramm, Adventsverkaufsständen, kulinarischen Köstlichkeiten, Live-Musik und mehr
Hephata Garten-Shop, Dahler Kirchweg 48 und gesamtes Stiftungsgelände in Mönchengladbach

Samstag, 29. November – 9.00 bis 17.00 Uhr
41. Christkindlmarkt
Kapuzinerplatz, Mönchengladbach
Der Erlös dieses ganz besonderen, nicht kommerziellen, Adventsmarktes ist für acht Einrichtungen der Behindertenhilfe in Mönchengladbach bestimmt, eine davon ist Hephata.

Mehr Informationen jetzt auch auf:
www.hephata-events.de

Das nächste HephataMagazin erscheint im November 2014 .



Impressionen vom Workshop „Trickfilm“

- des Euregio-Projektes „Kunst verbind(e)t“

Der Zufall sollte unser Glück sein. Im Frühjahr des vergangenen Jahres fiel mir im Hephata-Wohnhaus in Odendorf, in dem mein Bruder Julian lebt, ein Flyer des Euregio-Projektes „Kunst verbind(e)t“ in die Hand, der einen Kunst-Workshop bewarb. Da wir zum entsprechenden Termin keine Zeit hatten, geriet das ganze wieder in Vergessenheit, bis wir – ich kann euch gar nicht mehr genau sagen, wie wir wieder darauf kamen – am Anfang dieses Jahres auf der Website www.kunst-verbindt.eu auf neue Workshops stießen. Alle Titel klangen interessant und so entschieden wir uns einfach für den „Trickfilm“, der uns zeitlich am besten passte.

Trickfilm – das ist wohl jedem ein Begriff, doch wissen wahrscheinlich die wenigsten, wie das wirklich funktioniert, oder? Auf jeden Fall hatten Julian und ich keine genaue Vorstellung, was uns erwarten würde. Aber ich glaube, genau das war gut. Das machte das Ganze noch ein bisschen spannender und so ein kleines Abenteuer ist doch immer was Schönes.

Nach einem sehr netten Kontakt mit Yvonne Klaffke vom Euregio-Projekt fühlten wir uns schon - bevor wir losfuhren - willkommen.

An einem Freitagvormittag sollte unser Wochenende losgehen. Mit meinem kleinen roten Flitzer holte ich Julian aus seinem Wohnhaus ab und wir fuhren Richtung Mönchengladbach. Natürlich ließen wir es uns nicht nehmen, auch das Gladbacher Fußballstadion zu besichtigen – sehr groß, sehr beeindruckend. Vom Stadion aus fuhren wir direkt zum Hephata-Gelände, wo im Tagungszentrum der Trickfilm-Workshop stattfinden sollte. Die anderen Teilnehmer erwarteten uns schon. Wir waren eine bunt gemischte Truppe, von jung bis alt, alles war dabei und das war super, so waren der Kreativität und Ideenvielfalt keine Grenzen gesetzt.

Nach einer Vorstellungsrunde sollte es auch direkt losgehen: Udo Leist, der unseren Workshop geleitet hat, ein großer Experte in Sachen Grafik, Film und Design, gab uns eine kleine Einführung zum Thema Trickfilm. Wir schauten einige kurze Trickfilme und dann sollten wir selbst zum „Regisseur“ werden. In Kleingruppen entwickelten wir erste Ideen zu unserem eigenen Trickfilm, mit einer ganz simplen Geschichte: Eine Raupe isst etwas, es wird Nacht und am Morgen hat die Raupe sich verwandelt. So einfach wie es klingt, war es aber nicht: Wir bastelten unsere Raupe aus Knete, einen Fliegenpilz und aus Gras den Untergrund. Udo sagte uns schon zu Beginn, dass man beim Trickfilm für eine Sekunde 24 Fotos braucht. Das heißt für zehn kurze Sekunden Film 240 Fotos – ihr könnt euch sicher vorstellen, wie viel Arbeit das ist. Und so legten wir direkt los. Wir teilten uns in unserer Gruppe auf, so dass wir Verantwortliche für die Kulissen und für die Technik hatten.

Bis wir richtig starten konnten, mussten erst das Licht, der Laptop und die Kamera aufgebaut werden. Wir legten los, verschoben die Raupe Stück für Stück, bewegten das umliegende Gras und schossen immer weiter Fotos, am nächsten Morgen machten wir damit weiter und nach vielen Stunden Arbeit konnten wir endlich stolz unseren ersten eigenen Trickfilm anschauen.

Wir hatten noch genug Zeit, um uns eine zweite Idee zu überlegen. Welches Thema fällt uns da natürlich ein? Fußball und WM! Unser Film hatte den Titel „Elfmeter“ und in der Hauptrolle: Der Ball.



Julian knetet Einzelteile für die Animation zum Fußballfilm.



Die Einzelteile werden von Bild zu Bild in einzelnen, kleinen Schritten weiter bewegt.



Der Fußball sieht das Unheil kommen.



Die Teilnehmer bauen Kulissen und Akteure für ihr jeweiliges Film-Team und besprechen die Szenen.



Moritz verfolgt auf der Leinwand was Workshopleiter U. Leist im Programm einstellt, während im Hintergrund ein anderer Film gedreht wird.



Reinhard und Barbara lassen die Puppen tanzen.

Der Ball erschreckt sich vor dem anrasenden Fuß, fliegt durch die Luft und landet im Tor. Die Kulissen waren viel weniger aufwendig, wir nutzten Pappe und einige Knete. Parallel probierten wir noch verschiedene Möglichkeiten aus, die der Trickfilm noch so bietet. Udo erklärte uns alles, wir lernten viel und waren begeistert. Am Ende schauten wir uns unsere Ergebnisse an und konnten alle sehr stolz auf unsere Filme sein. Jeder hat seine Aufgabe super gemacht und wurde Experte auf seinem Gebiet.

Besonders toll fand ich, dass wir so viel ausprobieren konnten. Jeder konnte seine Talente zeigen, wir waren ein tolles Team und am Ende hatten wir sogar ein klasse Ergebnis, das wir stolz zuhause zeigen konnten.

Auch Julian hat der Workshop sehr viel Spaß gemacht. Ich habe ihn gefragt, was ihm am meisten gefallen hat: „Mir hat Spaß gemacht, dass wir so viele nette Leute kennengelernt haben, und wenn ich jetzt im Fernsehen einen Film schaue, dann weiß ich, wie viel Arbeit das war, den zu machen! Und das Stadion von Mönchengladbach ist super!“

Ihr seht, wir hatten ein spannendes und rundum tolles Wochenende, wir waren eine tolle Gruppe, haben viel gelacht, jeder hat nach seinen Möglichkeiten mitgemacht, es war alles super organisiert und auch durch unsere schöne Unterbringung haben wir uns sehr wohl gefühlt. Wir freuen uns schon, wenn wir bald wieder nach Mönchengladbach zu einem Workshop fahren – denn das machen wir ganz bestimmt und euch können wir das auch nur sehr empfehlen!

Ein ganz großes Dankeschön an Udo, und an das Euregio-Team Yvonne und Barbara – ihr macht einen tollen Job!

Paulina Schell ist 21 Jahre alt und studiert Volkswirtschaftslehre. Sie nahm gemeinsam mit ihrem behinderten Bruder Julian am Workshop teil.



Filme, die im Euregio-Work-Shop „Trickfilm“ entstanden sind, können Sie sich über diesen QR-Code ansehen oder unter: www.vimeo.com/100098913

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
13. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Dopheide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 2120
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg
Reinhard Lenders, Mettmann
Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf
Vanessa Strauch, Düsseldorf
Prof. Dr. Erik Weber, Frankfurt

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 1990
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:

das druckhaus - Beineke Dickmanns GmbH, Korschenbroich

Spendenkonto:

IBAN: DE84 3506 0190 000001112
BIC: GENODED1DKD
KD-Bank, Dortmund

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:





Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:
 Evangelische Stiftung Hephata
 Hephataallee 4 - 41065 Mönchengladbach



Ein Service der Deutschen Post

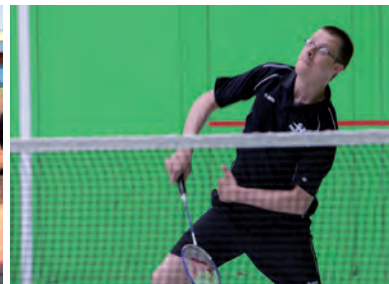
P  PREMIUMADRESS BASIS INFOPOST



Gemeinsam stark

60 Hephata-Sportler kämpften bei den Special Olympics in Düsseldorf um olympisches Edelmetall. Mit Erfolg: Gold, Silber, Bronze und viele gute vierte Plätze brachte die Delegation mit nach Hause.

Impressionen finden Sie ab sofort hier:
 und unter: www.vimeo.com/100115519



Das Special Olympics Team wurde u. a. unterstützt von:
 Herzlichen Dank im Namen aller Sportler!

